

OTTO SPECK, Soll der Mensch biotechnisch machbar werden? Eugenik, Behinderung und Pädagogik, München: Ernst Reinhardt 2005. 183 S., € 19,90. ISBN 3-497-01787-6.

Die Titelfrage ist suggestiv gestellt. Und das ist offensichtlich ebenso gewollt wie die provokativen Behauptungen, mit denen das Vorwort schon im zweiten Satz einsetzt: „Eine neue Eugenik hat sich angemeldet. Sie will behindertes Leben verhindern, und womöglich demnächst Kinder ohne Makel produzieren. ... Zu verteidigen ist das Recht auf ein Leben mit Behinderung. Abzuwehren sind behindertenfeindliche Tendenzen und Maßnahmen in der Gesellschaft.“ (9) Aber auch, wenn sie provokativ gemeint sind, markieren solche Behauptungen die tiefe Besorgnis, die Behindertenverbände und Fachleute der Behindertenhilfe angesichts der schnell wachsenden gentechnologischen und biochemischen Eingriffsmöglichkeiten in der öffentlichen Diskussion anmelden zu müssen glauben.

Keine leichten Gesprächspartner! Denn das Ziel – Gesundheit und mit möglichst tragbaren Lasten zu leben – ist ebenso klar und legitim wie die Kenntnis der medizinischen Einzelheiten schwierig und das Geflecht zwischen tatsächlichen, nur möglichen und befürchteten Aus- und Rückwirkungen komplex. Das vorliegende Buch will „für die anstehende fachliche und ethische Auseinandersetzung“ „Informationen ... sowie Argumente im Hinblick auf die Wahrung der Menschlichkeit“ bereitstellen, „und zwar aus sozialwissenschaftlicher und philosophisch-anthropologischer Sicht“ (9).

Wird es diesem selbst gesetzten Anspruch gerecht? Ja und nein. Ja, insofern festgestellt wird, dass die Biowissenschaften zu neuen Leitwissenschaften geworden sind und der damit verbundene Paradigmenwechsel „zu grundlegend veränderten Sichtweisen im Hinblick auf das menschliche Leben und Zusammenleben“ führe und „daher eine bisher nicht da gewesene anthropologische und ethische Herausforderung“ darstelle (11). Nein, insofern der „Bioethik“ pauschal unterstellt wird, ihr Ziel sei es, „nun die Hindernisse aus dem Weg [zu] räumen, die dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt im Wege stehen“ (11). Ja, insofern mit Sorge darauf hinzuweisen ist, „dass reale Inhalte eugenischen Denkens und Planens ... in der Gesellschaft durchaus virulent“

sind (12). Nein, insofern die Diskussion über neue Anwendungsmöglichkeiten der Biomedizin am Menschen auf den Nenner gebracht wird, dass der Sinn auch des imperfekten Menschseins problematisiert und behindertes Leben möglichst vermeidbar gemacht werden solle (14). Ja, wenn man dargelegt bekommt, dass die Abscheu und die Verurteilung deutscher Ärzte „wegen ihrer verbrecherischen eugenisch motivierten Versuche und Morde an psychisch kranken und behinderten Menschen“ 1947 in den Nürnberger Prozessen Ausgangspunkt und bis heute tragende Basis für die moralischen, ethischen und juristischen Grundsätze zum Schutz behinderter Menschen und für ihre prinzipielle Akzeptanz in der Gesellschaft darstellen (38). Nein, wenn behauptet wird, die bewusste Vermeidung des Begriffs Eugenik in Deutschland seit 1945 sei „eine Strategie der Verschleierung [gewesen], um die angestrebte öffentliche Akzeptanz eugenischer Programme und einer entsprechenden ‚Gesundheitspolitik‘ allmählich und in einem neuen Gewand vorzubereiten“ (45). Ja, insofern es wohl zutrifft, dass „im Mittelpunkt der neuen Eugenik-Diskussion ... der Mensch [steht], der daran interessiert ist, seine Lebensgestaltung über Mittel der Biotechnologie zu vervollkommen, und der von Lebenshindernissen (Krankheiten, Behinderungen) befreit werden möchte“ (49). Nein aber, wenn in unmittelbarem Anschluss daran gemutmaßt wird, „die Erschaffung neuer, wünschenswerter Männer und Frauen sei oder werde eine ‚Verbraucheroption‘ sein“ und „dass es sich bei der eugenischen Entwicklung um eine gegenseitige Interessensabhängigkeit handelt, an der letztlich der ganze Komplex individueller, wissenschaftlicher, ideologischer, ökonomischer und staatlicher Interessen beteiligt ist“ (49).

In diesem Stil könnte man fortfahren und wertvolle Information, scharfsichtige Analyse, berechtigte Frage auf der einen Seite und Unterstellung, einseitige Auswahl oder pauschales Urteil auf der anderen gegenüberstellen. In der berechtigten und achtenswerten Absicht, die Chancen der Beteiligung von Menschen mit einer Behinderung am

„normalen“ gesellschaftlichen Leben zu optimieren und ihnen die Unterstützung durch soziale Maßnahmen (individueller, organisatorischer, institutioneller, pädagogischer oder rechtlicher Art) zu sichern statt der Versuchung nachzugeben, Probleme des Miteinanders technologisch zu entsorgen bzw. zu vermeiden, schießt der Verfasser allzu oft über das Ziel hinaus. Jedenfalls werden doch viele Fragen aufgeworfen, die sich nicht mit einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ oder bloß mit Emphase und dem Hinweis auf allgemeinste Grundsätze beantworten lassen, beispielsweise die folgenden: Ist es illegitim, sich als Eltern ein Kind ohne Behinderung zu wünschen? Ist eine Gesellschaft in dem Maße besser, wie sie möglichst viele Kinder mit Behinderungen hat? Ist das Interesse an einer guten genetischen Ausstattung schon als solches verdammenswert oder erst dann, wenn es in Verbindung mit rassistischen Überlegungen aufträte? Zwingt Wissen automatisch zur Selektion? Ist der Wunsch nach Gesundheit und die Bemühung um die Bekämpfung von Leid, Krankheit und Behinderung als solcher schon Ausdruck von Perfektionswahn und des Willens, die menschliche Natur zu verbessern? Bedeuten „biotechnische Veränderungen am Menschen, seien sie auf Heilung oder auf Verbesserung seiner genischen Ausstattung oder organischen Funktionsfähigkeit gerichtet“, schon als solche die Orientierung an einem Lebensmodell, bei dem „das Imperfekte ... zu einer Restgröße [wird], deren Akzeptanz und Transzendenz weniger gefragt sind [und] Optionen der Nützlichkeit ... bestimmend [werden]“ (85)?

Dass es gelegentlich auch schrille Wortmeldungen gibt im Konzert der bioethischen Diskussion (vor allem in der medial übertragenen, die ja auch gar keine Chancen hätte ohne Skandalisierung!), wird man dem Verfasser gern konzедieren. Doch sind diese Wortäußerungen noch lange kein Beleg dafür, dass sie repräsentativ sind für das, was in den Kreisen der beteiligten Wissenschaftler und in jenem Teil der Öffentlichkeit gedacht und gemeint wird, der sich die Mühe macht, sich gründlich zu informieren. Und verdienen eigentlich Autoren wie J. Rifkin

und U. Fuchs, andauernd zitiert bzw. als Beleg herangezogen zu werden? Dass das vorliegende Buch für seine Leser trotzdem auch viele wertvollen Informationen, Hinweise auf dringliche gesellschaftliche Aufgaben (etwa der Aufklärung über Illusionen: vgl. 118–124) und auch umsichtig urteilende Passagen bereithält, sollte durch die kritischen Bemerkungen aber nicht verdeckt werden. Erst spät, nämlich zu Beginn des abschließenden achten Kapitels, charakterisiert sich der Verfasser selbst ausdrücklich als „skeptischen Beobachter“ und räumt ein, dass die Argumente eines solchen „naturgemäß hypothetischer Art“ sind (149). Als solcher Art sich Charakterisierenden kann man ihm besser abnehmen, wenn er etwa in der Erläuterung einer seiner zusammenfassenden Thesen schreibt: „Eine Umorientierung hin zu einer Interaktionen reduzierenden Individualisierung und zur Machbarkeit des eigenen Outfits und der eigenen Fitness und Effizienz deutet sich jetzt schon an, u.a. in der großen Verbreitung kosmetischer und neuropharmakologischer Eingriffe. Ob mit vergrößerten Chancen der Machbarkeit das Verkräften des Nicht-Machbaren und des nur schwer zu Ertragenden erleichtert wird, kann bezweifelt werden. Schon jetzt haben zahlreiche zivilisatorische Fortschritte zu einer enormen Verbreitung der allgemeinen Therapiebedürftigkeit geführt. Dieser Trend zu neuen Risiken und Belastungen dürfte sich fortsetzen, auch wenn gewisse Verbesserungen an anderer Stelle errungen werden“ (153).

*Konrad Hilpert*